

In: Bauer, Christa/Baumgartner, Andreas/Mernyi, Willi (Hrsg.): Nichts als alte Mauern? Die Mauthausen Guideausbildung. Sinn und Möglichkeiten von KZ-Gedenkstättenbesuchen und Dokumentation eines erfolgreichen Modellprojekts. Band 1 (edition mauhausen), Wien 2009, S. 45-54 (Bestellungen: www.mkoe.at)

Peter Gstettner

Hauptaugenmerk Nebenlager¹ Für eine Dezentralisierung des Mauthausen Gedenkens

Mit dem zahlenmäßigen Anwachsen von NS-Gedenkstätten steigt deren erinnerungskulturelle und bildungspolitische Relevanz. In diesem Zusammenhang ist die Forderung zu hören, Gedenkstätten sollen die NS-Vergangenheit nicht nur auf kognitiver Ebene darstellen, sondern auch die zeitliche Distanz zum Geschehen durch „Emotionalisierung“, vor allem durch „das Denken und Fühlen mit den Opfern“, verringern, denn die Narben, Wunden und Erinnerungen, die die KZ-Erfahrungen hinterlassen haben, würden von der Zeit weder zum Verschwinden gebracht noch geheilt.²

Der Wunsch nach einer größeren Nähe des lernenden Subjekts zu seinem „Gegenstand“ wirft einige Fragen bezüglich der Didaktik und Methodik von Gedenkarbeit auf: Wie können NS-Gedenkstätten überhaupt die AdressatInnen emotional erreichen - durch das Erzählen von Geschichten über die konkreten Lebensumstände von KZ-Häftlingen oder durch geführte Begehungen von ehemaligen Tatorten? Wie kann der Lernort NS-Gedenkstätte über das Vermitteln von historischen Fakten hinaus eine „emotionale Dimension“ bekommen? Kann die zeitliche Distanz durch räumliche Nähe und persönliche Betroffenheit überwunden werden? Begünstigt die unmittelbare Begegnung mit der Geschichte die bildungspolitische Aufgabe des Gedenkens, Erinnerns und Mahnens? Ist eine Aneignung von NS-Geschichte „vor Ort“ vielleicht sogar die Voraussetzung für nachhaltige Bildungsprozesse und für ein zukünftiges Engagement im Kampf gegen Fremdenfeindlichkeit, Intoleranz, Rassismus und Rechtsextremismus?

In der Gedenkstättenpädagogik herrscht weitgehend Konsens, dass ein emotionales Lernen, das mit konkreten Leidensorten und dem Wissen um die Lebensumstände von NS-Opfern verknüpft ist, die Charakterbildung des Menschen ebenso fördern kann wie den allgemeinen Reflexionshorizont der Gesellschaft. Dieser Konsens macht das Selbstverständnis einer „Erinnerungskultur“ aus, die heute in vielen Ländern als eine notwendige Perspektive von Allgemeinbildung für das multikulturelle Europa diskutiert wird.³ Der große Europäer Imre Kertész, der selbst als junger Mensch Auschwitz und Buchenwald überlebt hat, und der 2002 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde, hält diese allgemeinbildende Perspektive überhaupt für einen zentralen Gegenstand der heutigen Weltkultur: „Und das schließt ein, daß heute ein gebildeter Mensch, gleichgültig in welchem Metier er tätig ist, eine genaue Vorstellung, ein präzises Wissen von dem haben muß, was in Auschwitz geschah“.⁴

Wenn heute das Wissen, „was in Auschwitz geschah“, zur Allgemeinbildung des europäischen Menschen gehören soll, dann lässt sich dieses Postulat unschwer auf das Wissen

¹ Ich verwende hier bewusst den Ausdruck „Nebenlager“, da er eher mit der Beiläufigkeit und der relativen Bedeutungslosigkeit von unbekanntem KZ-Lagern konnotiert ist. In der Literatur kommen mindestens ebenso häufig die Begriffe „Außenlager“ oder „Außenkommando“ vor, die ihre Bedeutung allerdings auch von der Existenz eines im Zentrum der Aufmerksamkeit stehenden „Stammlagers“ erhalten.

² Vgl. dazu SCHULHEFT Nr. 121/2006 „Mauthausen und andere Orte. Narben, Wunden, Erinnerungen“. StudienVerlag, Innsbruck/Wien 2006

³ Vgl. dazu etwa Elke E. Theile „Erinnerungskultur und Erwachsenenbildung“. Wochenschau Verlag, Schwalbach/Ts. 2009

⁴ Imre Kertész: „Für mich ist Auschwitz eine Gnade.“ In: Universitas Nr. 606/1996, S. 1220-1227

von „Mauthausen in Österreich“ übertragen. Damit käme zum Ausdruck, dass die Menschheitsverbrechen in den Nazi-Konzentrationslagern tatsächlich eine universale Dimension hatten und dass alle Fragen nach quantitativen Abstufungen des Mordens in den Arbeits- oder Vernichtungslagern, oder Fragen nach den qualitativ unterschiedlichen Verhältnissen in den Stamm- oder Nebenlagern, zweitrangig sind. Das heißt: Was in Mauthausen und in seinen Nebenlagern geschah, soll für uns ebenso bedeutsam sein, wie das, was in allen Nazi-Konzentrationslagern geschah, unabhängig davon, ob sie Dachau, Buchenwald, Neuengamme, Theresienstadt, Bergen-Belsen, Auschwitz I, Auschwitz-Birkenau, Auschwitz III/Monowitz hießen oder den Namen eines anderen Ortes des Schreckens hatten.

Die Detailkenntnisse über Mauthausen und über die Verbrechen in seinen zahlreichen Nebenlagern werden in Zukunft sicher an Wert gewinnen. Für die Verbreitung dieses Wissens sind, gerade durch ihre Bindung an die lokale Geschichte, jene Tatorte sehr geeignet, die noch der Verlebendigung im lokalen Gedächtnis harren, wie etwa die in den südlichen Bundesländern Steiermark, Kärnten und Burgenland beheimateten ehemaligen Arbeitserziehungslager, KZ-Neben- und -Durchgangslager, Gestapo-Gefängnisse und NS-Erschießungsstätten. Um ein breiteres Bewusstsein von dem zu schaffen, was die globale NS-Gesellschaft „vor der eigenen Haustüre“ verbrochen hat, müssten solche Orte ebenso bekannt gemacht werden wie die „Schuld“ der Nachkriegsgesellschaft, die das ursprüngliche Wissen um diese Orte durch Unterdrücken und Verdrängen zum Verschwinden brachte.⁵

Die Erinnerungen an die Nebenlager führen ein Schattendasein

Indirekt hat auch das Jahrzehnte lange Ringen um die Erhaltung des ehemaligen Stammlagers Mauthausen Anteil daran, dass die Nebenlager erst mühsam ins kollektive Bewusstsein gehoben werden mussten. Selbst das ehemalige Hauptlager konnte erst in den letzten Jahren zu einer respektablen Gedenkstätte ausgebaut werden, wobei die Errichtung des neuen Besucherzentrums den Einsatz erheblicher finanzieller Ressourcen erforderte. Wie sich jedoch bald herausstellte, war mit diesem Einsatz weder eine pädagogische Gedenkstättenkonzeption verbunden, noch wurden die Funktionen der „Informationszentrale“ für die rund 190.000 Erinnerungstouristen, die alljährlich Mauthausen besuchen, erfüllt. Dies verweist auf Planungsdefizite, wobei eines davon darauf zurückzuführen ist, dass die Bedeutung der emotionalen Dimension des Gedenkortes für die BesucherInnen zu wenig berücksichtigt wurde. BesucherInnen, die sich in die distanzierte Rolle der Informationssuchenden begeben, können zwar im Besucherzentrum mediale Informationen jedweder Art erhalten (Broschüren, Bücher, Ansichtskarten, Lagepläne, historische Schaubilder, Audio-Guides, Video-Filme und DVDs mit Zeitzeugeninterviews usw.), jene aber - und das dürfte die Mehrheit sein - , die sich in die Rolle der damaligen Akteure einfühlen wollen, brauchen den vorgeschalteten Besuch in der Informationszentrale nicht unbedingt. Sie sind wegen des „authentischen Ortes“ gekommen. Sie wollen hier das „Erlebnis Mauthausen“ – was auch immer das sein soll – erfahren. Und dieses Erlebnis wird eher eine Verunsicherung der gängigen KZ-Bilder als eine Bestätigung durch vorgeformte Informationen nach sich ziehen. Oft wird bei den BesucherInnen auch eine unmittelbare emotionale Erschütterung resultieren, die mehr und andere Fragen aufwirft, als ein noch so gutes Besucherzentrum beantworten kann. Der Soziologe Zygmunt Bauman würde sagen, eine Informationszentrale für Erinnerungen an den Holocaust kann mit den ihr zur Verfügung stehenden Medien nur eine „postmoderne Übersetzungsmaschine“ sein, die die konkreten

⁵ Vgl dazu die Beiträge in SCHULHEFT Nr. 105/2002 und SCHULHEFT Nr. 106/2002 „Die Mühen der Erinnerung“. Band 1: Zeitgeschichtliche Aufklärung gegen den Gedächtnisschwund. Band 2: Nachhaltiges Lernen durch Aufarbeiten der „dunklen Vergangenheit“. StudienVerlag, Innsbruck/Wien 2006

Leidensgeschichten ehemaliger Häftlinge zu abstrakten Gedächtnisinhalten transformiert.⁶ Exemplarisch steht für diese These die Errichtung eines „postmodernen Erlebnis- und Geschichtsparks“ mit der Tendenz, dass dort das Gedenken zum kollektiven Event und personales Erinnern zum Do-it-yourself-Unternehmen werden.

Was in Mauthausen wirklich geschah, lässt sich heute kaum mehr denken, geschweige denn „besichtigen“. Vom Besitzstand des ehemaligen KZ Mauthausen, von den Gebäuden und Liegenschaften, die in der Endphase zum KZ-Betrieb gehörten (Steinbrüche, Werkstätten, Schießstätten, Zeltlager, Zugangswege, Straßen, Bahntrassen, Rampen, SS-Wohnanlagen und Garagen), blieb nur ein kleiner Teil erhalten. Selbst auf dem Areal, das 1947 der Republik Österreich als „Denkmal Mauthausen“ übergeben wurde, fanden in den folgenden Jahren noch Bestandsveränderungen statt; z. B. konnten über 20 Häftlingsbaracken nicht vor dem Verfall gerettet werden. Auch die Werkstättenbaracken, die dort standen, wo das neue Besucherzentrum gebaut wurde, verschwanden bereits vor 25 Jahren.⁷

Alle Nennungen von Opferzahlen - in Mauthausen waren es von 1938 bis 1945 ca. 110.000 - sind eine Frage der „Hochrechnung“ und des Studiums von Bestands- und Transportlisten, von Totenbüchern und anderen offiziellen oder heimlich gemachten Aufzeichnungen – und abhängig von den politischen Absichten jener, die solche Berechnungen anstellten und Schätzungen abgaben. Reine Zahlen und objektive Fakten beschäftigen jedoch die Fantasie der BesucherInnen zumeist weniger als die subjektiven Vermutungen über Verborgenes oder Verschwundenes. So können etwa die in Vergessenheit geratenen Produkte und Relikte früherer Zwangsarbeit, Restbestände ehemaliger Mordstätten, wie die Existenz von Aschenhalden, die Ausmaße und die Beschaffenheit von anonymen Massengräbern, oder der Umstand, dass die meisten der heute markierten Grabstätten erst durch Exhumierungen und Umbettungen nach 1945 entstanden sind, den Spekulationen der BesucherInnen über das, was seit dem NS-Geschehen an diesen Orten passiert ist, stets neue Nahrung geben. Dass der Zahn der Zeit an der heutigen Unsichtbarkeit und Anonymität von NS-Tatorten und ihren Opfern Anteil hat, wird noch eher hingenommen als die Vorstellung, dass „unsere“ Nachkriegsgesellschaft massiv daran interessiert und beteiligt war, dass unbekannt und „unsichtbar“ gemacht wurde, was einmal augenscheinlich war: die Tatorte und die Blutspuren, die von den Naziverbrechen zeugten.

Weniger in Mauthausen selbst, wo einige Gräberfelder noch relativ genau bezeichnet sind, sondern verstärkt bei den rund 50 Nebenlagern, die zum Teil nicht einmal mit Gedenktafeln gekennzeichnet sind, tritt die Frage auf: Gibt es einen gesellschaftlichen Zusammenhang zwischen der Rekonstruktion des Stammlagers als internationale Gedenkstätte und dem Verfall der Nebenlager? Hat auf der einen Seite der Zuwachs an internationaler Reputation und Besucherfrequenz in Mauthausen auf der anderen Seite die Bedeutungslosigkeit und „Unsichtbarkeit“ der Nebenlager bewirkt, unterstützt, verstärkt? Oder wurde diese Diskrepanz in den letzten Jahren nur stärker bewusst gemacht? Anders gefragt: Wie sollen GedenkstättenbesucherInnen in Mauthausen auf die weit verzweigten Spuren der zahlreichen, inzwischen eingeebneten und weitgehend verschwundenen Nebenlager stoßen? Wie soll der Blick vom Neubau des Besucherzentrums in Mauthausen auf das fortgesetzte Zerstörungswerk bei den vergessenen und vernachlässigten Nebenlagern und damit zu den dezentralen Tatorten der NS-Verbrechen gelenkt werden? Wie soll beim Besuch der Gedenkstätte im Hauptlager deutlich werden, dass der „Erinnerungsbedarf“ bei den Nebenlagern erheblich größer ist als der in Mauthausen?⁸

⁶ Vgl. Zygmunt Bauman: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Fischer, Frankfurt/M. 1995

⁷ Vgl. dazu auch die kritische Abhandlung von Bertrand Perz: *Die KZ-Gedenkstätte Mauthausen 1945 bis zur Gegenwart*. StudienVerlag, Innsbruck/Wien 2006

⁸ Anita Farkas (SCHULHEFT Nr. 105/2002, S. 62 ff.) hat über den „Erinnerungsbedarf“ in der Steiermark geforscht und damit die neue Gedenkstättenkonzeption beim ehemaligen Mauthausen Nebenlager in Peggau/Hinterberg bei Graz wesentlich beeinflusst (vgl. SCHULHEFT Nr. 121/2006, S. 87 ff.). Ein anderes

Die Strukturen des „Netzwerkes Mauthausen“ und die der österreichischen Tätergesellschaft können in Mauthausen kaum nachvollzogen werden. Lediglich die Ausstellung im ehemaligen Hauptlager vermittelt einen groben Überblick über die Nebenlager. Ausgeblendet bleiben die vielfältigen Interaktionen zwischen dem Hauptlager und den Nebenlagern, die oft wie willkürliche Verlegungen erscheinen, bei genauerer Betrachtung aber Aufschlüsse über die Lenkung von „Karrieren“, über „Strafversetzungen“ oder über „Sachzwänge“ der NS-Arbeitsvorhaben geben können. Tatsache ist jedoch: Die mentale Struktur der ehemaligen Häftlingen ist mehrheitlich dadurch geprägt, dass sie ihren Überlebenskampf, ihre „KZ-Identität“ und ihre bleibenden Erinnerungen nicht mit dem Stammlager sondern mit den Nebenlagern verbinden. Gleichzeitig ist bekannt, dass bald nach 1945 viele Spuren von KZ-Nebenlagern beseitigt wurden. Schon die Alliierten brannten wegen Seuchengefahr Baracken in Nebenlagern nieder. Die ortsansässige Bevölkerung entwendete aus den Baracken alles, was nicht niet- und nagelfest war; aber auch das Holz der KZ-Baracken konnte man im Winter 1945/46 gut für den eigenen Bedarf gebrauchen. Andere Baracken wurden verkauft oder den früheren Grundbesitzern übereignet. Zeitgleich wurden ehemalige KZ-Areale von den Gemeinden parzelliert und für den privaten Wohn- und Siedlungsbau freigegeben. Stollen, von KZ-Häftlingen gegraben, wurden als Lagerhallen, Garagen oder Weinkeller genutzt. Lediglich der Straßentunnel am Loiblpass, von über 1.000 KZ-Häftlingen aus Mauthausen in einer Rekordzeit gegraben, dient bis heute seinem ursprünglichen Zweck: der Verkehrsverbindung zwischen Kärnten und Slowenien.

Fazit: Die konsequente Praxis des Nachnutzens und Spurenverwischens ließ die Frage nach einem späteren „Erinnerungsbedarf“ gar nicht aufkommen. Einen solchen zu konstatieren und als gesellschaftliches Anliegen der Öffentlichkeit zu präsentieren, war erst im ausgehenden 20. Jahrhundert das Interesse einer neuen akademischen Disziplin, der sog. Gedenkstättenpädagogik. Sie war es auch, die den Mauthausen-Komplex wieder zu jenen Orten bringen wollte, die sich - als „Lernorte“ - lokal und regional dafür anboten. Dies waren und sind in erster Linie die Standorte der ehemaligen Nebenlager. Hier galt es Spuren zu sichern, ZeitzeugInnen zu befragen und entsprechende Erzählvarianten über das Geschehen zu erheben. Ein spannendes, wenngleich schwieriges Unternehmen, bei dem oft genug Zivilcourage und Sensibilität sowie ein hohes Maß an fachlicher und sozialer Kompetenz gefragt sind.

Umriss einer neuen Ära der Gedenkstättenarbeit

Bei vielen ehemaligen Nebenlagern, die zum Teil nur kurzfristig Bestand hatten, haben sich „Natur“ und „Gesellschaft“ so verbündet, dass an diesen Orten buchstäblich nichts mehr zu sehen ist. Die Orte ehemaliger Verbrechen wurden in die Landschaft „integriert“. Das kollektive Vergessen hat das emotionale Gedächtnis der Gesellschaft zusätzlich noch von den historischen Belastungen dieser Orte befreit. Die Menschen konnten zu Hause wieder gut schlafen – und die bedrohliche Erinnerung an „Mauthausen“ schien nicht mehr vor der

Beispiel für eine späte Sichtbarmachung und Bedeutungsverleihung stellt die Rekonstruktion von Erinnerungsstrukturen bei der KZ-Gedenkstätte in Bretstein (www.gedenkstaette-bretstein.at) und entlang des Todesmarsches ungarischer Juden über den Präbichl dar (zum letztgenannten Projekt vgl. den von Heimo Halbrainer und Christian Ehetreiber herausgegebenen Sammelband „Todesmarsch Eisenstraße 1945. Terror, Handlungsspielräume, Erinnerungen: Menschliches Handeln unter Zwangsbedingungen“, Clio Verlag, Graz 2005). Selbst in Kärnten, ein Entwicklungsland in Sachen selbstreflexiver Geschichtsaufarbeitung, hat sich in den vergangenen Jahren eine beachtenswerte dezentrale Erinnerungskultur etablieren können. Dafür können beispielhafte Projekte am Loiblpass, im Drau- und Gailtal, sowie in Klagenfurt und Villach angeführt werden (vgl. zu Klagenfurt z. B. das neue illustrative Buch von Nadja Danglmaier und Helge Stromberger „Tat-Orte. Schau-Plätze. Erinnerungsarbeit an den Stätten nationalsozialistischer Gewalt in Klagenfurt“, Drava Verlag, Klagenfurt/Celovec 2009).

eigenen Haustüre zu lauern. Allenfalls verbliebene Relikte, Militaria und andere Erinnerungsstücke verschwanden in Kellern, Dachböden und anderen „Privatsammlungen“. Bei der hier geforderten Dezentralisierung von NS-Geschichte handelt es sich also um eine Trendumkehr. In der Regel geht es ja nicht nur um individuell vorenthaltene marginale Begebenheiten sondern um Episoden einer gesellschaftlich verdrängten Geschichte. Eine große Rolle spielt dabei das Verschweigen bestimmter Orte und Taten, das einer Gruppenübereinkunft hinsichtlich gewisser thematischer Sprechtabus gleichkommt. Erst durch konkrete Nachforschungen, durch genaue Erkundungen der Orte, durch Erzählungen von ZeitzeugInnen, durch das Bewusstwerden der Motive, Filter und Ausblendungen der gängigen Geschichtsschreibung, durch das Entdecken von Beziehungen zu den heutigen Akteuren und deren Interessen, kann so ein Schweigekonsens allmählich aufgebrochen werden. Wenn dies gelingt, können KZ-Gedenkstätten an Orten ehemaliger Nebenlager einiges zur Aufklärung über gesellschaftliche Verdrängungsmechanismen beitragen.

Eine weitere Erschwernis am langen Weg zur Aufklärung stellen die Generations- und Wertekonflikte dar. Die jüngere Generation, die mit den NS-Verbrechen allenfalls noch durch ein Schulwissen verbunden ist, nähert sich den Tatorten grundsätzlich anders als die Generation der ZeitzeugInnen. So erscheint es „natürlich“, dass die heutigen Jugendlichen weder durch persönliches Erleben noch durch lebendige Narrative eine Beziehung zu jenen Orten haben, die durch die NS-Geschichte belastet sind. Für Jugendliche, die sich diesen Orten dennoch mit Interesse und Neugierde nähern, haben auch pädagogisch konzipierte Gedenkstätten zunächst keine besondere Bedeutsamkeit, denn das viel zitierte „Lernen aus der Geschichte“ ist ein langer und komplexer Prozess. Selbst bei bester Absicht und sachkundiger Inszenierung können Gedenkorte das nicht leisten, was die gesellschaftliche Umgebung (das Elternhaus, der Arbeitsplatz, die Politik, die Schule) nicht zu bieten bereit ist: Engagement und Hilfe geben beim Auf- und Durcharbeiten der NS-Vergangenheit, Anleitungen bieten beim Entschlüsseln der Geschichte des 2. Weltkriegs und seiner Folgen, vorbildliche Gesten setzen der Wertschätzung gegenüber dem NS-Widerstand und seinen Opfern, Beispiele geben für respektvolles Sprechen (oder Schweigen) an den Orten, die „das Unaussprechliche“ repräsentieren.

Eine Gesellschaft, die nicht müde wird, die „historische Belastung“ ihrer Orte durch Naziverbrechen zu beklagen oder zu vertuschen, um den möglichen Schaden für die Tourismuswirtschaft gering zu halten, tut sich naturgemäß mit dem Bekenntnis zu Mauthausen Nebenlagern schwer.⁹ Es wird deshalb noch einige Zeit vergehen, bis jene psychologische Dimension zum Tragen kommt, die für die gesellschaftliche Entwicklung

⁹ Auch die Stadt Klagenfurt kann dazu ein Beispiel liefern. In der ehemaligen SS-Kaserne befand sich ein kleines Nebenlager von Mauthausen, das erst mit der Setzung einer Gedenktafel im Herbst 2007 beim Haupttor der heutigen Bundesheerkaserne (= Khevenhüller-Kaserne in Klagenfurt-Lendorf) ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt wurde – Dank der Anwesenheit des Verteidigungsministers bei der Tafelenthüllung und der medialen Berichterstattung darüber. Dennoch wird dieses ehemalige Mauthausen Nebenlager in der Hochglanzbroschüre von Gerhard Finding „Klagenfurt in Schutt und Asche“ (Klagenfurt 2008) mit keinem Wort erwähnt. Es werden in diesem Buch zwar minutiös alle Bobenangriffe auf Klagenfurt aufgelistet und die Zahl der Bombenopfer und –schäden genau dokumentiert. Dass die KZ-Häftlinge aus der SS-Kaserne nach den Bobenabwürfen zum Entschärfen von Blindgängern, zum Löschen der Brände und zum Aufräumen in den Gebäuderuinen eingesetzt wurden, wird den LeserInnen vorenthalten. Wie der Titel der Broschüre nahe legt, zeichnet der Autor das Bild von „Klagenfurt als Opfer“ – und wie er selbst zugibt, „ohne Berücksichtigung der Tragödien (sic!) rassistisch oder politisch Verfolgter im dargestellten Zeitraum“. Dafür wird der BZÖ-Landeshauptmann Jörg Haider im Vorspann des Buches gewürdigt. Im Text unter seinem schwarz umrandeten Porträtfoto wird daran erinnert, dass er durch „tragische“ Umstände aus dem Leben scheiden musste: „Dr. Jörg Haider wurde in der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober 2008 durch einen tragischen Verkehrsunfall aus dem Leben gerissen.“ Kein Wort davon, dass der stark alkoholisierte Haider als nächtlicher Autoraser der alleinige Verursacher dieses Unfalls war. Der Autor von „Klagenfurt in Schutt und Asche“, Gerhard Finding, ist (zufällig?) auch der verantwortliche Kurator der Haider-Memorial-Ausstellung, die am 10. Oktober 2009 im ehemaligen NS-Luftschutzbunker im sog. Kreuzberg in Klagenfurt eröffnet wird.

insgesamt positiv zu Buche schlagen würde. Ralf Giordano hat sie einmal so charakterisiert: Dem negativen Image eines NS-Tatortes muss jener Aspekt entgegengestellt werden, „den die Suche nach Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit im Umgang mit der NS-Vergangenheit uns vor allem schenken könnte: nämlich die erlösende Fähigkeit zu trauern“.¹⁰

Zusammenfassende Schlussfolgerungen

Jahrzehntlang galt in Österreich die Aufmerksamkeit der Ausgestaltung der KZ-Gedenkstätte in Mauthausen und den dort dokumentierten Naziverbrechen. Dies führte zur weit verbreiteten Auffassung, dass die Verbrechen damals hauptsächlich im Umfeld von Mauthausen geschehen sind und mit denen an anderen Orten, wie z. B. in Melk, Steyr, Peggau, Aflenz, Eisenerz, Lackenbach, Rechnitz oder am Loiblpass, in keinem Zusammenhang stehen. Lange Zeit war es den lokalen Gedenkinitiativen und Gruppen des „Österreichischen Mauthausen Komitees“ (www.mkoe.at) vorbehalten, sich an den Orten der ehemaligen Nebenlager für eine Dezentralisierung der Mauthausen Erinnerung stark zu machen.

Seit einigen Jahren unterstützt nun das Bundesministerium für Inneres, Abteilung IV/7, zuständig für die KZ-Gedenkstätte Mauthausen, das Bestreben, auf die bundesweite Verbreitung des KZ-Lagerkomplexes hinzuweisen. In Kombination mit einer entsprechenden Förderung der Gedenkstättenarbeit bei den Nebenlagern ist diese Entwicklung nur zu begrüßen. Die Nagelprobe für diese neue Perspektive wird die Kooperation mit dem Mauthausen Komitee Kärnten/Koroška sein. Das Areal des ehemaligen Konzentrationslagers auf der Nordseite des Loiblpasses wurde im Herbst 2008 vom Innenministerium mit der Absicht gepachtet, auf dem Gelände eine vom Komitee schon seit über 10 Jahren geforderte KZ-Gedenkstätte zu errichten. Das Bundesdenkmalamt führte dazu im September 2008 erstmals Freilegungs- und Sondierungsgrabungen durch, die bestätigten, dass noch genügend Strukturen und Artefakte vorhanden sind, die den authentischen Ort für eine KZ-Gedenkstätte geeignet erscheinen lassen. Seit 2009 liegt für das ehemalige Loibl-KZ-Nord auch ein innovatives Gedenkstättenkonzept vor, das in enger Kooperation zwischen Ministerium und Komitee entstanden ist. In den nächsten Jahren soll das Vorhaben schrittweise umgesetzt werden.

An Hand des Kärntner Beispiels ließe sich auch zeigen, dass die Delegation von KZ-Erinnerungen an das Stammlager Mauthausen in der Vergangenheit auch die Funktion gehabt hat, die Geschichte der Region bzw. des Bundeslandes frei von NS-Belastungen darstellen zu können. Die offen zur Schau gestellte Unbelastetheit ging allerdings auf Kosten des Verbergens und Vergessens des dunkelsten Kapitels der Landesgeschichte.¹¹ Letztendlich bedeutete die Delegation den Verzicht auf historisches Bewusstsein und politische Bildung, denn für das tiefere Verständnis von Naziverbrechen ist die genaue Kenntnis der Wirkungsweise des verzweigten NS-Gewaltssystems notwendig.¹²

Dass das öffentliche Gedenken und Erinnern nicht nur mit dem Wissen um die globalen NS-Verbrechen zu tun hat, sondern auch eng mit der räumlichen Nähe und der Standortgebundenheit des Geschehens zusammenhängt, bestätigen die Erfahrungen an allen Orten ehemaliger Nebenlager. Diese Tatorte werden erfahrungsgemäß nur dann zu relevanten Erinnerungsorten, wenn die „Spurensicherung“ erfolgreich verläuft und wenn über die

¹⁰ Ralf Giordano: Angst vor der Geschichte? Erinnerungsarbeit in Dachau und anderswo. In: Dachauer Hefte 6/1994, S. 43-55

¹¹ Positive öffentliche Bekenntnisse zur NS-Zeit waren in Kärnten den beiden Landeshauptmännern Leopold Wagner (SPÖ) und Jörg Haider (FPÖ bzw. BZÖ) vorbehalten.

¹² Vgl. dazu Peter Gstettner: Die Legende von der Selbstbefreiung Kärntens- Alte Töne und neue Varianten am Rande des „Gedankenjahres 2005“. In: Erinnerungskultur. Jahrbuch 2006 des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes, Lit Verlag, Wien 2006, S. 80-105

Ergebnisse der Forschung öffentlich kommuniziert wird, in Form von Ausstellungen, Videodokumentationen, Büchern, Vorträgen usw. Wenn dann noch bestimmte Gedenkrituale mit dem Ort verbunden werden, können diese in das kulturelle Gedächtnis der Gesellschaft eingehen.

Der Vorteil der Etablierung dezentraler Gedenkstätten liegt unter anderem darin, dass die Zahl der Menschen, die in den dazu gehörigen Nebenlagern gelitten oder über andere geherrscht haben, überschaubar ist und unter Umständen vollständig rekonstruiert werden kann.¹³ Dadurch werden die anonym gehaltenen NS-Verbrechen lokalisierbar und die Schicksale der Opfer individualisierbar. Diese „Personalisierung“ ist für die Nachhaltigkeit des Gedenkens vor Ort zentral, denn eine anonyme Anzahl von zig-tausend Opfern lässt sich weder adäquat erinnern noch betrauern.

Eine Schwierigkeit bei der Dezentralisierung ist, dass an den meisten Orten der Nebenlager keine verbindlichen Narrative existieren. Häufig kursieren zwar mehr oder weniger bekannte Geschichten darüber, was sich an diesen Orten abgespielt hat, aber in den seltensten Fällen gibt es eine verbindliche „Gesamterzählung“. Dies hängt zumeist auch mit der defizitären Forschungslage zusammen, die in der Regel auch von einer „visuellen Amnesie“ begleitet ist. So gibt es z. B. vom Mauthausen Nebenlager am Loiblpass keine Fotos vom Lageralltag und selbstverständlich auch keine Fotos von Situationen, die auf irgendwelche Nazi-Verbrechen an diesem Ort hinweisen. Dagegen ist ein Foto erhalten, das dokumentiert, dass zwei Jahre nach der Evakuierung der Häftlinge der ehemalige Lagerplatz schon vollständig leer und „aufgeräumt“ war, was die These von Habbo Knoch¹⁴ bestätigt: Je bedrängender Erinnerungsorte für den Alltag der Bevölkerung waren, desto rascher wurden sie „entsorgt“.

Das Fehlen von visualisierten Schreckensbildern, wie wir sie von heimlich gemachten Fotografien aus Auschwitz oder von offiziellen Fotos der Befreier aus Bergen-Belsen kennen, muss nicht unbedingt ein Nachteil für die Gedenkstättenarbeit sein, da BesucherInnen von Gedenkorten ohnehin solche Bilder in ihren Köpfen mitbringen. Das Problem besteht eher darin, dass sich dann die vorgefertigten Bilder mit der eigenen Wahrnehmung des konkreten Ortes so vermischen, dass seine spezifische lokale Ausprägung gar nicht gesehen wird.

Die „Attraktivität“ des Ortes eines ehemaligen Nebenlagers besteht aber oft gerade darin, dass seine „Einmaligkeit“ erst durch einen eigenständigen bzw. angeleiteten Suchprozess erschlossen werden kann. Das Nichtvorhandensein von Bildern, die mit der Realität abgeglichen werden könnten, macht den Ort zu einem geheimnisumwitterten Rätsel. Erst die „unsichtbare Existenz“ von Fundamentresten und Geländeformationen kann für Spurensucher als Hinweis auf etwas entschlüsselt werden, das einmal vorhanden war und inzwischen verschwunden ist. Insofern ist an solchen Orten jede „tote Spur“ auch ein Hinweis auf das gewaltförmige Auslöschen von einstmaligem Leben. Das ist mit ein Grund, weshalb genau hier eine sensibel angeleitete Suche nach verborgenen Spuren heute noch betroffen machen kann.¹⁵ Die intellektuellen Vorbehalte bleiben dennoch aufrecht: KZ-Gedenkstätten führen nicht schon per se zur Integration von neuem Wissen, auch nicht zu veränderten Einstellungen. Sie sind eher als Katalysatoren für Lern- und Reflexionsprozesse anzusehen, die das Individuum ermächtigen, Schritte zum selbständigen Denken und Handeln zu gehen,

¹³ Dies gelang beispielsweise Anita Farkas für die Opfer der Mauthausen Nebenlager in Peggau und in St. Lambrecht.

¹⁴ Habbo Knoch: Die Tat als Bild. Fotografien des Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur. Hamburger Edition, Hamburg 2001

¹⁵ Zur Anwendung der Methode der Spurensuche zwei Beispiele aus meiner Forschungspraxis: Peter Gstettner: Erinnerungsarbeit entlang flüchtiger Spuren. Der Todesmarsch über den Präbichl. In: Heimo Halbrainer und Christian Ehetreiber (Hrsg.): Todesmarsch Eisenstraße 1945. Terror, Handlungsspielräume, Erinnerungen: Menschliches Handeln unter Zwangsbedingungen“, Clio Verlag, Graz 2005, S. 171-184. Peter Gstettner: Ein Koffer voller Geschichten. Zur Aktualität von biografischen Relikten aus der NS-Zeit. Die spärlichen Spuren der Kinder. In: Christian Ehetreiber, Bettina Ramp und Sarah Ulrych (Hrsg.): ... und Adele Kurzweil Fluchtgeschichte(n) 1938 bis 2008. Clio Verlag, Graz 2009, S. 87-101

um sich auf diesem Weg die Vergangenheit anzueignen, Geschichte selbst zu erfahren und eigenständig zu interpretieren. In diesem Sinne erfordert die reflexive Bearbeitung von Geschichte, den Blick auf jene verborgenen Orte zu richten, wo sich unter der Regie mächtiger gesellschaftlicher Eliten die nicht erklärten Kriege abgespielt haben, wo ihre Strategien erprobt wurden und wo das exekutiert werden konnte, was man als das „lautlose Massaker des Genozids“ bezeichnen kann.¹⁶

¹⁶ In Anlehnung an einen Gedanken des Ehepaares Franco Basaglia und Franca Basaglia-Ongaro, die mit dem Projekt der „Antipsychiatrie“ (Entinstitutionalisierung als Auflösung der geschlossenen Anstalt) in der 70er Jahren über Italien hinaus bekannt wurden.